

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

5. Die erste Niederschrift

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

Wassermanns Glosse 7, 204 ff

Fünftes Kapitel.

Die erste Niederschrift.

I. Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen, wie bereits erwähnt, auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 v. Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch H und Ω , unechtes ϵ , \omicron durch EI, OY bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ϵ , η , unechtes ϵ , andererseits \omicron , ω , unechtes \omicron nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. H 238 haben fast alle Handschriften $\beta\omega\upsilon$ mit Aristarch, wenige (darunter Vindobonensis 5?) $\beta\omicron\upsilon$ mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns A und TV aus Didymos; und TV bemerkt dazu: $\epsilon\upsilon$ τῶν παλαιῶν ἐγγράπτῳ BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθῶται. Ludwich zweifelt, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, begründet aber seinen Zweifel nur durch das allgemeine Mißtrauen, das er gegen die Nachrichten von der ἀρχαίῃ σημασίᾳ hegt (AHT. I 11), so daß wir keinen Grund haben uns ihm anzuschließen. — Die Odysseescholien mehrerer Handschriften bemerken zu α 275 (μητέρα): τῇ ἀρχαίᾳ συνηθείᾳ ἐγγράπτῳ ΜΕΤΕΡ ἀντὶ τοῦ ΜΗΤΗΡ. τοῦτο ἀγνοήσας τις προσέθηκε τὸ α . ἢ δεῖ

ὕποστίζειν εἰς τὸ »μητέρα δέ« καὶ μιμῆσθαι τὸν διασκευτόμενον. Auch diese Notiz spricht Ludwich, obwohl er sie mitdruckt, dem Didymos ab. Natürlich ist die mit ἧ δεῖ angefügte Deutung die richtige, und die Anwendung des Erklärungsprinzipes der falschen Umschrift in diesem Falle ganz verfehlt. — Ξ 244 hat der Venetus A ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασμὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Schol. A sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwich nicht für didymisch. Die Konjekture, daß ἐπισχοίης statt ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 404 schrieb Zenodot ὄν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὦ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαίης σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεῖς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwich (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen. Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfehlen (in den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένους (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »νίση μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῶν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένους« ἦν, ἀλλ' ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἠγείτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηχόμενος ἀντὶ τοῦ »ἀπαλοτρεφῆος σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30 ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτης[ς] ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου] »με]λδον« (lies:

μαλδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »με[λδομέ]νου« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα . . .]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem schon öfters erwähnten Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἶδεα in ἦδεα, εἰσκει in ἐσκει, ἦος τῆος in ἔως τέως, τεθνηώς στήομεν ἦται in τεθνηώς στελομεν εἶται auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), das von den μεταγραφάμενοι¹⁾ handelt, und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwich überein, der ebenfalls einen eignen Paragraphen (AHT. II 45) den μεταχαρακτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben. Prüfen wir die wichtigsten davon.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.⁴ 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwich (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305), die beide dies als Argument geltend machen, erinnern auch daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nimmt an, daß wie Euripides (nach seinem eignen Zeugnis) so auch

1) H. J. Polak macht darauf aufmerksam, daß kein Grund ist hier nicht die aktive Form μεταγράφαντες zu gebrauchen, bei Thukydides IV 50, 2 habe das Medium faktitive Bedeutung. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afdeling Letterkunde, derde Reeks, twalfde Deel (Amsterdam 1896). S. 71.

Sophokles sich des ionischen Alphabetes bedient habe; für Äschylos hielt er im Jahre 1884 noch einen Zweifel für möglich, hat ihn dann aber fünf Jahre später zurückgezogen: nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen²⁾ sei es sicher, daß auch Äschylos nicht mehr attisch geschrieben haben könne. — Das alles ist natürlich richtig. Aber daraus folgt doch nicht, daß die homerischen Gedichte niemals aus attischem in ionisches Alphabet umgeschrieben worden sind, sondern nur, daß, falls dies geschehen ist, es beträchtlich vor 403 geschehen sein muß. Dieser Satz ist es, den Wilamowitz begründet hat, und ihn werden wir im weiteren Gang der Untersuchung berücksichtigen.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, »meinethalben beim Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, »wenn diese Gelegenheit zu einer Quelle von Fehlern gemacht »wird. — — Wenn ein Volk eines Tages eine Änderung in der »Orthographie vornimmt, die noch dazu sorgfältigere Bezeichnung »von Lauten bezweckt, die schon vorher ebenso im Munde differenzierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen sollten, so ist »gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute Fehler machen »sollten. Wenn man vorher εὐδοικοσι schrieb und doch unterschied, ob es ἦν δ' εὐκόσι oder ἦν δὲ οἰκῶσι oder ἐν δὲ οἰκοῦσι heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil »man's nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ff* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüsse* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 3. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen um die Mitte des 5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden »ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den literarisch gebildeten und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden »Epoche im Gebrauch gewesen ist.«

darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Fehler und Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. Übrigens werden wir finden, daß Wilamowitz selbst diesen Einwand nicht allzu ernst meint, da er ihn durch einen der folgenden (4) wieder austreicht.

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird, wenn er S. 306 sagt: »Was hat sie [die Umschrifthypothese] denn erklären wollen im »Homer wie im Pindar? Nichts als die langweiligen ε und ο, ει und ου. Wer etwas mit ihr machen will, der finde wenigstens »ein η für h im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] im Äschylos, »ψχ für χξ bei Pindar, μ für ιβ, β für ε bei Epicharm. Bis das »geschehen ist, soll man von dem μεταγραμματισμός stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber h und η, γ und λ, χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, die ἀρχαία σημασία wäre berechtigt als Erklärungsgrund zu dienen, wie sie καιροσέων und τεθνεώς, θείης u. a. m. »allerdings erklären würde, so hätte es doch keine Logik sich auf »sie zu berufen, weil so viele ganz analoge Erscheinungen mit ihr

»keinesfalls etwas zu schaffen haben können.« Hier wird also plötzlich zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und dazu stimmt es dann, daß Wilamowitz ein andermal (Einl. in d. gr. Trag. [1907] = Herakl. I [1889] S. 126) von der Möglichkeit spricht, daß »sehr alte ionische Poesie« (z. B. Homer) aus altionischem in neuionisches Alphabet umgeschrieben wäre. Damit ist doch der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben; aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten; das sind alle die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Die Beispiele, die Wilamowitz anführt, sind treffend gewählt: $\acute{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota$ für $\acute{\iota}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$, $\eta\tilde{\omega}$ $\delta\tilde{\iota}\alpha\nu$ für $\eta\acute{o}\alpha$ $\delta\tilde{\iota}\alpha\nu$, $\mu\epsilon\iota\lambda\iota\chi\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\epsilon\sigma\sigma\iota$ statt $\mu\epsilon\iota\lambda\iota\chi\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma$ $\acute{f}\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\sigma\sigma\iota$, $\text{A}\acute{\iota}\acute{o}\lambda\omicron\upsilon$ $\kappa\lambda\omicron\tau\acute{\alpha}$ $\delta\acute{\omega}\mu\alpha\tau\alpha$ statt $\text{A}\acute{\iota}\acute{o}\lambda\omicron\omicron$, $\eta\tilde{\nu}$ $\pi\omicron\upsilon$ für $\alpha\tilde{\iota}$ $\kappa\epsilon\nu$ usw. Aber wenn er nun verlangt, daß nach dem Muster dieser Fälle auch diejenigen beurteilt werden müßten, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man vergebens nach dem Grunde; der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, soll doch erst bewiesen werden, er kann nicht sich selber beweisen. Vielmehr ist es vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in vielen Fällen durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde. Und es ist wichtig diesen Zusammenhang im Auge zu behalten; die Rücksicht auf ihn wird uns im voraus davor bewahren, einer an sich möglichen Annahme, die sich nachher doch als falsch herausstellen würde, weiter nachzugehen. Man könnte ja, der von Wilamowitz gegebenen Anregung folgend, die sicheren Umschriftfehler, die sich bei Homer finden, der Zeit des Überganges aus der älteren ionischen (O = o, ou, ω; E = ε, ει) in die jüngere ionische Schreibweise zuweisen; aber damit würde eben Verwandtes und Zusammengehöriges getrennt werden. Die falsche Deutung überlieferter Schriftzeichen hätte nicht einen so großen Umfang angenommen, wenn die epische Sprache damals, als ihr die neue Orthographie auferlegt wurde, noch in lebendiger Entwicklung

gewesen wäre; und umgekehrt würden athenische Leser und Schreiber die Formen der ihnen ungewohnten, altertümlichen Sprache schärfer aufgefaßt und minder leicht verwirrt haben, wenn sie ihnen bereits in der genauen Orthographie, deren sie selber täglich sich bedienten, vorgelegen hätten. Erst dadurch wurde die Versuchung zum Irrtum recht stark, daß neue Schreibregeln auf eine dem eigenen Leben fremde Sprache angewandt wurden. Die Abschreiber des fünften Jahrhunderts mußten um so bereitwilliger ein echtes $\xi\omicron\varsigma$ τῆος in das ihnen gewohnte $\xi\omega\varsigma$ τέως verwandeln, weil in der Schreibung EO nichts daran erinnerte, daß ηο gemeint sei. Leute, deren »eigne Rede das ei und e oft vermischte«, konnten freilich auch ohne schriftlichen Anlaß von τεινηρός zu τεινειώς abirren; aber dies mußte ihnen um so näher liegen, wenn die Vorlage, aus der sie abschrieben, für beide Lautgruppen nur das eine Zeichen EO hatte.

II. Wir haben gesehen, daß die Ansicht der Alexandriner von dem Einfluß der ἀρχαϊκὴ σημασία auf die Textgeschichte durch nichts erschüttert ist. Doch verdient der zuletzt erörterte Einwand noch genauere Betrachtung; er mag uns vor zu großer Zuversicht warnen. Wenn wirklich in allen Fällen, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukommt, so ist es doch im Grunde schwach um sie bestellt. Und daher kommt es wohl, daß so vielfach die Ansicht verbreitet ist, Wilamowitz habe diese ganze Theorie ein für allemal beseitigt. *Fabulam de erroribus τῶν μεταγραφημένων merito exposuit de Wilamowitz*; — — εἶτατο (*pro ἕτατο*) ἔκεια *non errore scribendi sed ꝑrecentiorum studio vetusta suo ipsorum mori et pronuntiationi (ἕτατο ἔκεια) adsimulandi nata sunt*: so schrieb 1892 Wilhelm Schulze in seinen Quaestiones epicae p. 153. Daß beide Erklärungen sich nicht ausschließen, also nicht mit *non — sed* einander gegenübergestellt werden dürfen, ist soeben gezeigt worden. Aber es ist vorsichtiger, wir geben alle die Fälle, in denen beide zusammentreffen könnten, vorläufig preis und fragen, ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann.

1. η 407: καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὕγρον ἔλαιον. In diesem Verse hat das erste Wort den Gelehrten von jeher viel Not gemacht. Immerhin erkannte man, wie wir aus Eustathios

und den Scholien sehen, vereinzelt schon im Altertum, daß ein von *καῖρος* abgeleitetes Adjektiv darin stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) *καιροσσεών* hergestellt. Da mit *καῖρος* die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist *καιρέσσαι ὀδύναι* soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 46 [1860] S. 578—584) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form *καιρουσσεών* zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter *Τειχιω(ύ)σ(σ)της ἀρχός*. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des *ου* ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der Odyssee, ebenfalls ohne Bezeichnung der Geminatio, *ΚΑΙΡΟΣΕΩΝ* geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv *καιρόεις* nicht kannte, aus den unverständenen Buchstaben eine Form *καιροσσεών* machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.

2. *θεοοδής* brachte man früher mit *θεοειδής* zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf *θεοδεής* zurückführte. Aber woher sollte das *ου* kommen? Da der Stamm von *δέος* ursprünglich mit *δϕ* anlautete, so ist als Grundform **θεο-δϕειής* anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von **θεοδϕής* nur *θεοδδής* werden (vgl. *ἔδδεισεν, περιδδείσσα*). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb. Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung *δ* einfach geschrieben war, so daß *θεοδ(δ)ής* in *θεοοδής* verlesen werden konnte.

3. *θ 408 f.*: *ἔπος δ' εἶ πέρ τι βέβραται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιν ἀναρπάξασαι ἄλλαι*. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung. »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt, aber *κερτόμια, ὀνειδεία ἔπεα*, Spottendes, Schmähendes: *κακὰ ἔλεγον*. Und mit *κακολόγον* erklärt Hesychios ein seltenes *δεννόν*; das zugehörige Verbum *δεννάζειν* kommt unter anderem bei Sophokles (Ai. 243, Ant. 759) vor, Herodot kennt (9, 107) das Substantiv:

παρά τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίῳ ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι.
Ewald Bruhn, dem wir diese unzweifelhafte Korrektur verdanken, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

4. ὠλεσίκαρπος (x 510) stellt Wilhelm Schulze Quaest. ep. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρῆσῆ, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὠλεσα, ὄλωλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

5. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

6. ναιετώσαν, ναιετώσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf ἄω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετώσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Z 445 bezeugt: Ἀρίσταρχος δὲ τοῦ ο »ναιετώσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Ebenso haben neuere Herausgeber geurteilt und sind entweder, wie La Roche und

Ludwich, dem Alexandriner gefolgt oder haben die einfache unkontrahierte Form *ναιετάουσαν*, *ναιεταούσης* hergestellt. Dies taten unter anderen Bekker² und Nauck, bei denen doch sonst die sogenannten zerdehnten oder assimilierten Formen beibehalten sind. Mit Recht sträubten sie sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich machte; *ναιετάουσαν* kann nur aus *ΝΑΙΕΤΑΟΣΑΝ*, nicht aus *ΝΑΙΕΤΟΟΣΑΝ* verlesen sein³).

7. Auch die Formen *ἀρώσι* (ι 108), *δηίφεν* (δ 226), *δηίφοντες* (Λ 153), *δηιώοντο* (N 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht von *α*-Stämmen sondern von *ο*-Stämmen abgeleitet sind. Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in *ἀρούσι*, *δηίοιεν*, *δηίόντες* korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem *ου*, *οι*, *οο* und *οω*, *οφ*, *οω* nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei *οὐλεσίκαρπος* ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf *άω*. (Der abweichenden Ansicht von Ehrlich wurde oben S. 111 gedacht.)

8. Zu *αἰὲν ὁμοστιχάει* O 635 bemerkt Schol. B: *συμπορεύεται βάρβαρον δὲ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος*. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe *ὁμοστιχάει* für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker², der Σ 577 (*χρύσειοι δὲ νομῆες ἄμ' ἐστιχάοντο βέεσιν*) zur Vergleichung heranzog und *ὁμοῦ στιχάει* schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen *ΜΟΣ* entstanden sein⁴).

9. Die ungeheuerlichen Lesarten *ἐπιδημίου ἄκροεντος* (I 64) und *κακομηχάνου ἄκροέσσης* (Z 344) sind zuerst von Payne Knight

3) Daß *ναιετάουσαν* durch falsche Umschrift aus älterem Alphabet entstanden sein muß, erkennt auch A. Gemoll an (Homerische Blätter II, Progr. Striegau 1888. S. 17 f.), während er vorher Ludwich und Wilamowitz zugestimmt hat, »daß man den Homer schwerlich jemals anders als in ionischer Schrift geschrieben und gelesen« habe.

4) Ein gleichartiger Fall kommt hinzu, wenn K 515 (u. ö.) zu lesen ist: *οὐδ' ἄλαοῦ σκοπιῆν εἶχε*, wie in meiner Ausgabe vorgeschlagen ist. Für die wahrscheinlichste Deutung der überlieferten Zeichen halte ich dies auch heute noch.

in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.³ 449) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende *o* zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Beispiele der altertümlichen Genitivendung *oo* neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von ungelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei wieder der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv *ὀκρίεις* »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil ihm eine Gruppe ähnlicher Fälle zur Seite steht, in denen wirklich das vorliegt, was Wilamowitz allgemein behauptet, die bloße Modernisierung eines altertümlichen Wortes. *Αἰόλου κλυτὰ δῶματα* hat er selbst angeführt; von ganz gleicher Art sind: *ἀγρίου πρόσθεν* X 313, *ἀνεψιοῦ χαμένιοι* O 554, *Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδες* B 734, *Ἰλίου προπάροιθε* O 66, *ὁμοίου πολέμοιο* I 440. Auch hier hat die rechte Endung *oo* der attischen *ou* weichen müssen und hat nur in der metrischen Lücke, die dadurch entstand, eine Spur zurückgelassen. Aus *ἐπιδημίου κρούεντος* ist nicht, nach demselben Muster, *ἐπιδημίου κρούεντος* geworden, sondern die Entstellung ist hier andere Wege gegangen: der sicherste Beweis dafür, daß die Faktoren, deren Ergebnis sie ist, andere gewesen sind.

10. H 434: *τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,*

Q 789: *τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἑκτορος ἔγρετο λαός.*

In beiden Versen gibt *ἔγρετο* »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in *ἤγρετο* »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei *ἔγρετο* die Annahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei *εἰργάζετο* *ἐφάξει* u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

11. *ὠμηστῆς* ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige *ὠμεστῆς* korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit

der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστῆς μολπηστῆς den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen. —

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgehoben wurde. Solche Assoziationshilfen fanden wir in ὄλεσα (für 4), ὀρώσω (7), ὀκριόεις (9), ὀρχηστῆς (11); auch bei ἔγγρετο (10) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγγρετο mitgewirkt. Eine Anregung dieser Art zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, wie Wilamowitz wollte, sind aber auch nicht wie zwei Kreise deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III. Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsetzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich zugleich die schon früher (S. 118; vgl. 107 f.) angekündigte Entscheidung ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der e- und o-Laute einführten.

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener, und da verstand es sich von selbst, daß das Urexemplar seiner Dichtungen attisch geschrieben war. Aristonikos notierte zu N 497, wo die Dualformen Αἴαντες μεμαότες

vorkommen: ἡ διπλή, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δουικοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet hat seine Überzeugung, daß Athen Homers Heimat sei, wiederholt ausgesprochen, besonders deutlich MCr. 281, mit bezug auf die oben angeführte Bemerkung über den Dual: *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse: ἡμέτερος γὰρ κείνος ὁ χρύσεος ἦν πολυήτης. plurimis enim ex lingua Homericā indicibus colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwig (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«, bei dem man nicht weiter zu verweilen brauche. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homer-texte gelangen konnten.

Doch wir dürfen uns bei dieser Erklärung nicht beruhigen. Die soeben angedeutete Ansicht von der peisistratischen Rezension ist zwar die, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten; aber sie ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwig bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwigs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhaft Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten, unmittelbar anknüpfend an meine Darstellung in der 1. Auflage dieses Buches, die er zu widerlegen meint, hat dann Matthaëus Valetton in einem Aufsätze der *Mnemosyne* (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen aber nichts neues hinzugebracht⁵⁾.

5) Valetton, *De carminum Homericorum recensione Pisistrateae.* *Mnemos.* n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 443 gesammelt und brauchen hier nicht alle wiederholt zu werden. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, zu verwerfen⁶⁾. Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructor fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus*. Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaem) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heraclotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*. Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl in einer besonderen Schrift⁷⁾ eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen. Dagegen wandte sich Lehrs 1862 in einem Aufsätze des Rheinischen Museums⁸⁾. Er suchte die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings

Abhandlung »De jongste Gedanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896; s. oben S. 415), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit meinen »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht.

6) Dies letztere tut Valeton Mnemos. 24 p. 419—423, und scheint auf diesen Teil seiner Arbeit besonderen Wert zu legen.

7) Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

8) Zur homerischen Interpolation; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«.

auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos⁹⁾. Weder von einer Sammlung die er veranstaltet habe, noch von Lesarten seiner Ausgabe, noch von Interpolationen, wie sie anderwärts ihm zur Last gelegt werden, ist bei den drei großen Grammatikern auch nur mit einem Worte die Rede. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht, die zuerst bei Cicero auftaucht, eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἔν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus A fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 238): »Aristarch ist »weit entfernt die peisistratischen Interpolationen nicht zu kennen: »er wagt auf Grund derselben, was er sehr selten wagt, er wirft »den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher heißt es von Menestheus, B 553—555:

τῷ δ' οὐ πώ τις ὁμοῖος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνὴρ
κοσμήσαι ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας·
Νέστορ οἷος ἔριζεν, δὲ γὰρ προγενέστερος ἦεν.

Diese drei Verse wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλῆ περιστοιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τούτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπών, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παῦσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spricht, so vermutet

9) Über den — wieder aufgegebenen — Gedanken, eine wenigstens mittelbar erkennbare Spur dieser Art nachzuweisen, wird weiterhin (S. 133) kurz berichtet werden.

Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Zu dieser Annahme ist Wilamowitz dadurch geführt worden, daß es nachweislich im Altertum Gelehrte gab, die den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diesen Angriff wird nun Lehrs von Ludwig in Schutz genommen (AHT. II § 43). Nicht ganz mit Unrecht. Denn in beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Jedenfalls war, wenn es sich darum handelte den leider nicht ausgesprochenen Anlaß zu Zenodots Athetese durch Vermutung zu ergänzen, Aristarch eher in der Lage das Richtige zu finden als Wilamowitz. Was dieser für seine Ansicht anführt, ist nur scheinbar von Gewicht: die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht habe gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλῆ, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο <καί> κατὰ τὴν ἐπιπόλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπὸ τινῶν γραφόμενον »στῆσε δ' κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese zuverlässige und unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot

nicht stand. Ludwich ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen, Vermutungen noch dazu, die zu dem was ihr Urheber wenige Zeilen vorher gesagt hat im Widerspruch stehen. Denn wenn Aristarch den Vers deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Auch der Wortlaut bei Aristonikos zeigt übrigens, daß wir es hier nicht mit einem Beispiel besonderer Kühnheit seines Meisters zu tun haben, vielmehr wieder mit einem Zuge von Vorsicht: Aristarch scheute sich ἐκείνον τὸν στίχον τὸν ὑπό τινων γραφόμενον in seinen Text einzusetzen. Die Tatsache daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von ihm versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwich also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber drückte sich in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus (Ar.² 450): die Nachrichten von der Tätigkeit des Peisistratos enthielten »ganz unbegründete, den alten alexandrinischen Kritikern, »einem Zenodot, einem Aristarch unbekannte oder durch und »durch verachtete Annahmen und Vorstellungen«. Und ähnlich erklärte Ludwich (AHT. II 403): »das Schweigen des Aristonikos »und Didymos, bei so dringender Veranlassung es zu brechen, »kommt einem Nichtwissen oder einem absichtlichen Verdammungs- »urteil völlig gleich.« Praktisch aber haben nachher beide Gelehrte die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt

gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite. Wilamowitz hat festgestellt, daß bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. die Behauptung, Peisistratos habe den Homertext interpoliert, öffentlich ausgesprochen war; und für diesen Vorwurf war es eine notwendige Voraussetzung, daß man gläubte, die Redaktion der homerischen Gedichte in der herrschenden Fassung gehe auf Peisistratos zurück.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τὰ τε Ὀμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψωδῶσαι, αἶον, ἔπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὀμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισιστρατος (ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὀμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν) ὡς φησι Διευχίδας ἐν εἰ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα. »οἱ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἐξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz (HU. 240) gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Die Frage, wann der hier genannte Gewährsmann, Dieuchidas, gelebt habe, hat zuerst Wilamowitz erörtert und durch scharfsinnige Kombinationen beantwortet (S. 241. 251), nach denen es als feststehend gelten kann, daß Dieuchidas im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte. Was er über die Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — auch dies hat Wilamowitz (S. 243 ff.) erkannt und glaublich gemacht — eine richtige Vermutung. Für diese aber diene zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen. Fragen wir weiter, woher Dieuchidas diese Voraussetzung für seine Polemik gewonnen hatte, so bekommen wir von Wilamowitz keine ganz klare Antwort. Einmal heißt es (S. 254): »Nur die Interpolation konnte Dieuchidas »erschließen; die Rezension mußte für seine Ansicht etwas Gegebenes »sein.« An einer späteren Stelle aber (S. 262 f.) wird die Sache so dargestellt, als habe Dieuchidas aus dem Zustande des Homertextes und aus dem hergebrachten Vortrage bei den Panathenäen erst den Schluß gezogen, daß in Athen durch Peisistratos die epischen Gesänge gesammelt worden seien. Die erste dieser beiden sich widersprechenden Ansichten muß entschieden vorgezogen werden. Nirgends ist überliefert, daß Dieuchidas von der Redaktion des Peisistratos überhaupt gesprochen habe; bei Diogenes steht

ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindruck zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Gedanke, gleichviel ob durch Überlieferung erhalten oder durch Kombination gefunden, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in seiner Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit« (Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen¹⁰⁾. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist, während doch die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden. Aber dies hat bereits Ritschl (Op. I 49 f.) einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 42 f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, mit Einschluß der Ausgaben *κατὰ πόλεις*, ging auf die athenische Quelle zurück; der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine

10) Valeton Mnemos. 21 p. 410 will dies für Aristarch gelten lassen, nicht für Zenodot, der älter sei als die pergamenische Schule. Aber von Zenodots Lehren wissen wir soviel weniger als von denen Aristarchs, daß in bezug auf ihn der Schluß *ex silentio* vollends unstatthaft ist. Vgl. die S. 133 angeführte Äußerung Roemers.

Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte, und so fiel die Notwendigkeit ihn in einzelnen Fällen mit Namen zu nennen von selbst weg; am wenigsten konnte daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben Sinne und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Lehrs (Ar.² 449) will diese Auskunft nicht recht gelten lassen: wenn die Alexandriner »bestimmt wußten, alle unsere Texte gehen auf eine Redaktion des Pisistratus zurück«, dann hätte sich »bei so ausgebildetem Zurückgehen auf die Lesarten gar zu natürlich der Gedanke einstellen« müssen, »dies oder jenes trage den Stempel jenes Ursprunges an sich, zumal »da Aristarch den Homer für einen Athener hielt und die Atticisten im Homer beobachtete.« Aber gerade das, was Lehrs hier als erschwerendes Moment geltend macht, ist geeignet die Schwierigkeit zu heben; Aristarch konnte gar nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die andere zu einer solchen Annahme geführt worden waren, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben dadurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

IV. Aber nicht bloß einer ernsthaften Diskussion würdig ist die Nachricht, daß zur Zeit und unter dem Einflusse des Peisistratos Ilias und Odyssee ihre jetzige Gestalt erhalten haben: wir müßten diesen Ursprung der schriftlichen Überlieferung, wenn er nicht von alters her bezeugt wäre, geradezu postulieren. Dafür sprechen folgende Gründe.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Περίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 84 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Polias-tempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch

keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Daß die Δολώ-
 νεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψωδίαν ὄφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν¹¹⁾. Neuerdings will Louis Erhardt¹²⁾ in der Rolle, welche in diesem Gesange Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft finden. Die Verse λ 566—631 hat Wilamowitz als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. Mag dem sein wie ihm wolle, und mag man solchen kritischen Hypothesen noch so mißtrauisch gegenüberstehen, als gesichert kann gelten, daß in B, γ, λ athenische Interpolationen stattgefunden haben und, was das Wichtigste ist, zu vollkommener Herrschaft gelangt sind. Das Lob des Menestheus (B 553—555) las schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplar der Ilias; und den Vers über Salamis (B 558),

11) Ähnlich Eustathios. Adolf Roemer (Homerische Gestalten und Gestaltungen [Sonderabdruck aus einer Festschrift der Univ. Erlangen, 1904] S. 16 f.) kombinierte diese Nachricht mit der Bemerkung des Aristonikos zu I 709: ὅτι τῶ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεύει. Er meinte, zu τῇ ἐχομένῃ sei zweifellos ῥαψωδία zu ergänzen; also habe sich in dem von Aristarch anerkannten Corpus Ilicum A an I angeschlossen. Daraus schien zu folgen, daß auch die im Townleyanus angedeutete Begründung der großen Athetese und die Bezugnahme auf Peisistratos dem Aristonikos bekannt gewesen sei. Solcher Ansicht widersprach Arthur Ludwig (BphW. 1902 S. 37), indem er dem sonstigen Sprachgebrauche gemäß τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρα) ergänzte. Roemer hat denn bald nachher in den »Homerischen Studien« (Abhdlgn. bayer. Akad. philol.-philos. 22, 1902) seine Auffassung des Scholions zu I 709 aufgegeben, sicher mit Recht. Aber ebenso recht hat er, wenn er dort (S. 439) das Kapitel über »Aristarch und die Rezension des Pisistratos« mit den Worten schließt, »daß, wenn ein Aristonikos »schweigt über die Redaktion des Pisistratos, dies durchaus kein Beweis »ist, daß dieselbe im Nachlaß der alexandrinischen Philologen sich nicht »gefunden und nicht von ihnen berücksichtigt worden ist.«

12) Die Entstehung der homerischen Gedichte (Leipzig 1894) S. 164. Erhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

das einzige dieser interpolierten Stücke das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist, hielt jedenfalls Aristoteles (Rhetor. I 15) für echt. Die Interpolationen des Peisistratos haben also glänzenden Erfolg gehabt. Auch Wilamowitz (S. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, und zwar, da »die Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwich (II 404) wundert sich darüber — daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes als eine Legende ist.

2. Noch einen anderen Grund dafür hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die attische Färbung der homerischen Sprache. Er schildert (S. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. »Das Epos ward in Athen gern »gehört, gern gelernt und gelesen; es unterlag demnach derselben »Metamorphose in Athen, der es allerorten unterlag; zum Teil un- »willkürlich, indem die attische Sprache eindrang wo sie konnte, »zum Teil durch Ein- und Nachdichtung, indem die Lehrenden »und Lernenden, die gewerbsmäßigen und die gelegentlichen Erzähler, die Überlieferung mit derselben Freiheit behandelten, wie »es seit den Tagen der ersten Dichter alle getrieben hatten, die »das Epos weitergegeben hatten. Zu den chiischen, milesischen, »halikarnassischen, kyprischen, korinthischen Schichten, die über »dem alten äolischen Grundstocke sich abgelagert hatten, trat die »jüngste, die athenische.« Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich dann Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein »politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie »war nichts zu ändern.« So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und der Sturz des Reiches habe darin keine Änderung gebracht. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den geistigen »Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß die »Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert »den Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische »Homere hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber »auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die »weltgeschichtliche Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften

»existiert haben, welche vom Attischen unbeeinflußt waren. — —
 »Aber die abstrakte Möglichkeit hilft zu nichts; das konkrete
 »Faktum ist für keinen Vers erwiesen und wird in irgendwie er-
 »heblicher Ausdehnung niemehr erwiesen werden können.« Ich
 habe diese Sätze wörtlich mitgeteilt, weil sich die richtige An-
 schauung von den Tatsachen, die in ihnen enthalten ist, schwerlich
 besser würde ausdrücken lassen. Ausführlicher kommt derselbe
 Gelehrte in dem Kapitel über die »μεταγραφόμενοι« auf den atti-
 schen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 304. 323) auch durch
 einzelne Beispiele erläutert: ἕως τέως, ἕωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως
 οἰέ für Πηλῆος οἰέ, Ἀτρεΐδης für Ἀτρεΐδης, zahlreiche Fälle von
 Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die
 Wilamowitz anführt, ist allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen
 wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen
 Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint,
 welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren
 äolischen beigemischt ist. Dahin gehört z. B. ἴεμαι für ἴμεναι und
 vor allem (S. 324) die Vernachlässigung des \mathcal{F} , von der im näch-
 sten Kapitel noch die Rede sein wird. Aber wichtige Gruppen
 kommen hinzu. Die zerdehnten Formen der Verba auf $\acute{\alpha}\omega$ setzen,
 wie wir gesehen haben (S. 106. 112), als Vorstufe einen Zustand
 des Textes voraus, in dem dieselben Formen kontrahiert, und
 zwar nach attischer Weise, geschrieben waren. Und weiter,
 das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren
 Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff
 der Aspiration bei Homer hervortreten¹³⁾, lassen noch erken-
 nen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der
 Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots
 entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch
 ἄδην, ἄδινός, ἄθρός verlangte statt ἄδην, ἄδινός, ἄθρός, so folgt
 daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande
 gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und
 war durch diese irrthümliche Anschauung außer stand gesetzt,
 die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch
 ionischen Psilosis, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu
 beurteilen.

¹³⁾ Belege dafür findet man bequem zusammengestellt bei Kühner-
 Blaß, Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache I (1890) S. 410.

Der geschilderte Tatbestand liegt so offen zutage, daß es eigentlich nicht nötig sein sollte ihn selbst erst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Aber Arthur Ludwich nötigt uns hier wieder zum Verweilen. In § 44 seines zweiten Bandes sucht er zu beweisen, daß ein nennenswerter attischer Einfluß auf den Homertext überhaupt nie stattgefunden habe: und zwar bestreitet er dies hauptsächlich deshalb, weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt ist. Einige seiner Äußerungen hierüber haben wir schon bei früherer Gelegenheit (S. 83) angeführt. Er konstatiert weiter (S. 448), »daß die alexandrinischen Diorthoten von irgendwelcher besonderen Einwirkung der Athener auf die homerische Überlieferung entweder überhaupt keine Ahnung hatten oder doch sicherlich nicht im mindesten überzeugt waren.« Er meint, »ihr durchgängiges Schweigen über jegliche speziell attische Tradition spreche hier lauter als viele Worte.« Daß Aristarch unter den ziemlich zahlreichen Homercodices, auf Grund deren er seine Rezension schuf, keinen athenischen namhaft gemacht habe, sei »ganz unerklärlich« unter der Voraussetzung, daß »er von gewaltamen, stetig fortgesetzten epichorischen Brechungen der natürlichen Fortpflanzung zumal an demjenigen Orte, den er für die Heimat des Dichters hielt, wirklich irgend etwas Verlässliches gewußt hätte.« Nirgends vielleicht tritt die Hilflosigkeit des Standpunktes, den der Königsberger Gelehrte einnimmt, peinlicher hervor als an dieser Stelle. Die Scheu vor »inneren Gründen«, von der er beherrscht wird, treibt ihn dazu, gegen das was ist die Augen zu verschließen und ängstlich nach Gewährsmännern zu verlangen, die ihm bezeugen könnten, daß es auch wirklich sei. Wie sollten denn die Athener des 6. und 5. Jahrhunderts von einer Umwandlung etwas erzählt haben, die sich in ihrem eignen täglichen Leben allmählich und unmerklich vollzogen hatte? Und wenn sie das nicht getan haben können, wie sollten dem Aristarch Nachrichten über eine solche Umwandlung vorliegen, die er hätte weitergeben können? Ihm selbst aber konnten die attischen Elemente in der homerischen Sprache natürlich nicht als »gewaltame epichorische Brechungen«, sie mußten ihm als das ursprünglich Richtige und Notwendige erscheinen; war er doch überzeugt, daß eben in Attika Ilias und Odyssee ihren Ursprung genommen hätten. Das einzige, was Aristarch für die Beantwortung unserer

Frage leisten konnte, war, daß er den Tatbestand eines starken attischen Elementes im homerischen Dialekte feststellte. Und dies eine hat er wahrlich entschieden genug geleistet. Wäre nur Ludwich in diesem Punkte über einen Irrtum seines Meisters weniger geringschätzig hinweggegangen, als er es getan hat! Von großen Männern zu lernen gibt es nirgends bessere Gelegenheit als aus ihren Irrtümern. Gewiß war es falsch, daß Aristarch den Dichter zu einem Athener machte; aber irgend einen vernünftigen Grund für diese Annahme muß er doch gehabt haben. Dieser Grund lag in dem Zustand der epischen Sprache, den Aristarch sehr viel unbefangener und richtiger gewürdigt hat als Ludwich. Die Tatsache hatte er treffend beobachtet, in ihrer Erklärung hat er sich geirrt.

Dasselbe gilt heute von Wilamowitz. Auch die Art, wie er die reichliche Beimischung attischer Laute und Formen im Homer zu erklären sucht, befriedigt nicht. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nicht-attischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz sagt (S. 255): »Die Ilias und die »Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisistratos.« Tatsachen, durch die das bewiesen würde, bringt er nicht bei, spricht vielmehr in diesem Satze nur eine persönliche Überzeugung aus, ebenso wie mit dem weiteren, daß vor Peisistratos »Homer schon oft genug aufgeschrieben war, also, da er doch ein »ionischer Dichter ist, ionisch aufgeschrieben war« (S. 304). Wenn dies wirklich so gewesen ist, wo sind denn all die ionischen Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Die abstrakte Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß man ja zugeben; aber jede Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Alles drängt vielmehr auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich die Interpolationen des Peisistratos im Text errungen haben, würden uns, auch wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit des Peisistratos in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für *καίροσέων*, *θεουδήης*, *δεννόν* u. ä. könnte das ältere Alphabet ein alt-ionisches gewesen sein, aber kaum für *ὠλεσίκαρπος*, *περιώσιος*, *ναιετάωσαν*, *ἀρώσι*, und sicher nicht für *ἔγρετο*, *ὠμηστήης*. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30 [1906] S. 297; vgl. oben S. 406 f.) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht später als zu Anfang des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, hat Wilamowitz nachgewiesen (s. oben S. 116). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 124) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Aber nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet und zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, dient ihr die Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V. Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

4. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen »Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist »verflogen«: mit diesem Satz eröffnet Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollen, erreichen sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert

von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), und daß »der Besitz der Schrift für die homerische Zeit nicht im entferntesten bezweifelt werden kann« (S. 290), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch in unserem Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnrot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnrot nicht gelungen sei, eine wirkliche organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen¹⁴). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart.

14) In bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, *Homer and his age* (1906) S. 343; in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, *Bollettino di filologia classica* 1895 p. 6.

Daß Generationen hindurch der Heldengesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen³ S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen (s. oben S. 134 f.). Daß irgendwo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie vermag hier gar nichts: sie trug von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben¹⁵). Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andererseits eine Macht ihnen gegenüberstand, die einen Druck ausüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben

¹⁵) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen; und damit kommen wir zu dem zweiten der Einwände, die noch geprüft werden sollten. »Peisistratos und seine Hofphilologen sind«, meint Wilamowitz (S. 254), »ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt auch hier vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die ursprüngliche Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein¹⁶). Aber was ausgeschmückt wurde, muß doch vorher schon dagewesen sein; von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 126), Onomakritos, erzählt bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musäos, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst spricht es aus, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Soll nun auch diese ältere Tradition falsch sein? Seit Lehrs hat man freilich genug über sie gespottet; aber wenn

16) Eine neue Probe unwissenschaftlicher Verwendung der Kunde von der peisistratischen Redaktion ist kürzlich auf einem Papyruszutage getreten (Grenfell and Hunt, *The Oxyrhynchus Papyri* III [1903] p. 36 ff. Nr. 442). Julius Africanus gibt dort am Schluß des 18. Buches seiner *Κεστοί* ein Stück der *νέκυνια* (λ. 34—43), vermehrt um Beschwörungsformeln in Hexametern, die er damit verbunden gefunden habe und die er ebenfalls für echt homerisch hält. Wenn sie sonst an dieser Stelle nicht gelesen würden, so habe entweder der Dichter selbst sie *διὰ τὸ τῆς ὑποθέσεως ἀξίωμα* unterdrückt oder die Peisistratiden, *τὰ ἄλλα συνράπτοντες ἔπη, τὰυτα ἀπέσχισαν, ἀλλότρια ποῦ στοίχου τῆς ποιήσεως ἐκεῖ[να] ἐπικρίναντες*. Daraus geht hervor, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Sammlung und Ordnung der homerischen Gedichte durch Peisistratos und die Seinen als etwas Feststehendes galt, und dies wußten wir ohnehin. Wer mehr daraus folgern wollte, würde den Spott verdienen, den Ludwig, etwas vorgreifend, an die Veröffentlichung dieses Papyrus geknüpft hat (BphW. 1904 S. 1468 f.).

Wilamowitz diesen Spott ausdrücklich für berechtigt erklärt, so widerspricht er damit sich selbst. Sein Verdienst ist es ja gerade, nachgewiesen zu haben, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Peisistratos keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. lebendig war und entweder einen wesentlichen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder, was wir (S. 130 f.) vorziehen mußten, dieser Hypothese als fertige Voraussetzung diene.

3. Ein drittes Bedenken bleibt übrig, das Wilamowitz als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt hat, und für dessen Widerlegung ich mich wieder auf keinen besser als auf ihn selbst berufen kann. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 130), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἴππαρχος p. 228 B: Ἴππαρχος, ὅς τὰ Ὀμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὴ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἷδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (S. 263) mit gutem Grund entgegengetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ἔπου ὁ πρῶτος ἔλθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Die beiden im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher¹⁷⁾; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen

17) Ed. Meyer, GA. II (1893) § 482 erwähnt »das panathenäische Fest, das Peisistratos geschaffen hat«. Aber an einer früheren Stelle (§ 413) heißt es nur, daß »im Jahre 566, vielleicht auf Antrag des Peisistratos« dies Fest begründet, bzw. umgestaltet worden sei.

ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmackes gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte (S. 264): »das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß machen kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo diese Bestimmung erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, mit andern Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere mich, daß andere, wie z. B. auch Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), sich ihr einfach gefügt haben¹⁸⁾. Die Art, wie

18) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Einem solchen entgeht in unserm Falle Allen (Class. Rev. 45 [1904] S. 7) dadurch, daß er versichert, die Frage sei unwichtig. Etwas anders Gercke in einer Besprechung von Ludwigs Buch über die Homervulgata (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995). Er spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und einen zauberhaften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisistratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] »nur den berufsmäßigen Rhapsoden zuzuschreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in Athen [seit wann? und durch wen?] »gehalten waren die ganzen Epen der Reihe »nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit der Zeit eine Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder »zunächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen

Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Man wünschte in die Rezitationen der Rhapsoden eine feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und den der Vortragende, so oft er neu anhob, voraussetzen konnte: ἔνθεν ἑλών θ 500, ἐνθ' ἄλλοι μὲν πάντες α 11. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Verbindungsstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ¹⁹⁾.

»Staatsmannes des 6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jung-attischer Lokaltradition«. Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig.

19) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: *Histoire de la littérature grecque* I (1887) p. 416, 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der peisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. Es ist noch heute der Beachtung wert.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratos gedacht worden sei.« Ganz unterschreiben möchte ich diese Worte Lachmanns (Betrachtungen S. 76) nicht. Der Glaube an seine Einzellieder ist durch Grote und Kirchhoff, Niese und Wilamowitz zerstört worden; als Ganzes »gedacht« war die Ilias längst, ehe sie als Ganzes aufgeschrieben wurde. Aber ein tüchtiges Stück richtiger Erkenntnis steckt auch hier in den Worten des Altmeisters. Die peisistratische Redaktion ist eine äußerlich wohlbezeugte, historisch durchaus verständliche, durch innere Gründe befestigte Tatsache. Es ist Zeit sie von der Gering-schätzung zu befreien, der sie durch die Macht der Mode unterworfen worden ist.